

In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 276.

Posen, den 30. November 1928.

2. Jahrg.

Copyright by J. Engelhorn's Nachf. Stuttgart.

Die Hoermanns

Roman von Karl Busse.

(7. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Wollen Sie mich durchaus böse machen, Fräulein Vene?“

Sie legte den Kopf auf die Seite, sah mich ernsthaft eine ganze Zeit an und atmete dann tief auf.

„Gott, nein,“ erwiderte sie schon freier und mit halb verlegener Schelmerei — „wie werd' ich denn!“

Sie drehte und wandte das Paketchen hin und her, fühlte heimlich daran herum und plakte schließlich heraus: „Darf ich's denn hier schon aufmachen?“

Als der bunte Karton, der Tannenzweig, die rosa Verschmürung aus den Papierhüllen zum Vorschein kam, wurden ihre Augen immer größer. Mit scheuer Hochachtung bewunderte sie den Schatz. „Das ist ja viel zu viel, viel zu viel.“

Aber jauchzend, als sie den Deckel abgehoben hatte: „Petit-fours sind auch drin . . . der ganze Kasten voll! Jesus, woher wußten Sie denn, daß ich solch Süßmaul bin?“

Das ward nun eine feine Wanderschaft durch Floeden und Dunkel. Die kleine Naschkatze konnt' sich nicht bezähmen, hin und wieder zu proben, und hatte sie was besonders Schönes entdeckt, so drückte sie verzückt die Augen zu: „Nein, das müssen Sie auch kosten . . . bitte!“ Und steckte mir mit spizen Fingern die übrig gebliebene Hälfte in den Mund. Wahrscheinlich hätten wir auf diese Weise auch den ganzen Karton leer gefuttert, wenn nicht plötzlich die Uhr der Peterskirche dazwischen gekommen wäre und uns unsanft aus allen Freudenhimmeln gerissen hätte. Sie schlug zehn.

Vene Beyer wurde ganz bleich.

„Himmel, nun ist das Haus zu! O Gott, o Gott, was wird Mutter denken!“

Ich tröstete sie, daß ich ja den Haus Schlüssel hätte und daß sie einfach zu spätem Geschäfts schluß vorschützen könnte. Jedenfalls rannten wir spornstreichs der Rommandantenstraße zu. Von der Ecke aus lief ich voran, schloß auf und wartete, bis Vene da war.

Aber das Licht im Flur war schon gelöscht, und so mußten wir uns die Treppe im Dunklen in die Höhe tasten. Vene Beyer stieg mir voran, da ich noch rasch nach Streichhölzern suchte, und ich blieb dann dicht hinter ihr, meine Hand glitt das Geländer empor wie die ihre, und ich hörte in dem Schweigen ihre Röcke vor und über mir rascheln. Zu sehen war fast nichts. Nur an den Treppenabstößen hob sich ihre Gestalt gegen die dämmrigen Flurfenster.

Vor meiner Tür blieb sie stehen, flüsterte noch einmal „danke . . . danke“ und streckte mir, was ich mehr empfand als erkannte, ihre Hand hin. Doch suchend griffen die Hände aneinander vorbei, und als sie sich fanden, waren wir — vielleicht weil wir hier nur flüsternd reden durften oder die Finsternis uns bedrückte — scheu und verlegen, was wir vorher doch nicht einen Augenblick gewesen waren. Ich spürte es an ihrem Atem, und in Verwirrung und dem Erfülltein

von einem wunderbar großen herzbeklemmenden Gefühl, das aus Angst, Seligkeit und Erwartung gemischt war, ließ ich ihre Hand nicht los.

„Jetzt kommt der Gänsebraten,“ sagt' ich, und die Hand fester drückend: „Ein schönes, schönes Fest . . .“

Aber als ob ich bei meinen eigenen geflüsterten Worten inne würde, daß dies für heute der Abschied sei und sich die Hand, die mir eben noch mit einem zutraulichen Gegendruck dankte, der meinen gleich entziehen würde, erschrak ich, wollte den unvermeidlichen Abschied hinauszuögern, fand aber nicht die Worte.

Da gab mir das Dunkel Mut. Ich war nicht mehr ich: ich umfaßte die Schlanke vor mir mit den Armen, als wollt' ich sie nie mehr loslassen, und da sie bei der Furcht, das Haus zu alarmieren, nicht wohl schreien konnte, wehrte sie sich nur schweigend und mit schwerem Atem. Ihr geschmeidiger Körper bog und wand sich in meinen Armen nach allen Seiten, doch immer vorsichtig und ohne Heftigkeit, und als sie merkte, daß es vergebens war, und ich nicht los ließ, gab sie es ganz auf und bog nur das Haupt weit von mir ab. Aber ich war damals schon so lang wie heute, und es half ihr nicht viel. Erst stieß zwar — lächerlich genug — im Dunklen meine Nase gegen ihre Backen, doch schließlich fand ich ihren Mund und küßte sie. Da merkt' ich, daß sie wohl überhaupt nicht geschrien hätte, denn ich spürte bald eine zage Erwiderung und fühlte das Glühen ihres floedenfeuchten Gesichtes.

Nur Augenblicke sind das gewesen, mir aber drängte sich darin die Fülle vieler Jahre zusammen, und von etwas Ewigem durchschauert, hatt' ich so Stunden säumen können, wenn die Kleine nicht flüger gewesen wär'. Sie entwand sich mir, flüsterte zweimal rasch hintereinander „Gut' Nacht“, hob sich zu einem letzten flüchtigen Kuß auf die Spitzen und lief leise die Treppe empor.

Ich wollt' ihr etwas nachrufen — etwas, was ihr all meine Liebe und Seligkeit gleichsam nach oben mitgäbe — ich rief ihren Namen. Doch als sie stehen blieb und, für mich unsichtbar, schon aus der Höhe „Was denn, Vanger?“ hinabzuschelte, sagt' ich nur leise empor: „Zieh' dich doch gleich um, wenn du nasse Strümpfe hast.“

Ein gedämpftes Lachen, ein kurzes Tripptrapp, das Deffnen und Schließen einer Tür — und ich stand allein im Finstern auf der alten, schmutzigen Treppe. Es wär' mir unmöglich gewesen, mich jetzt in die Enge des Zimmers zu sperren. Ich brauchte Luft, Raum, Weite für das Große, Ueberströmende, das Uebermaß von Seligkeit, das mich erfüllte. So bin ich durch die Straßen gelaufen, jubelnd, dankbar, ganz benommen. Der Himmel selber muß an mir seine Freude gehabt haben, so glücklich war ich, so ganz voll von reinen und guten Gedanken.

Die Straßen wurden mir fremder — was tat's? Ich las die Schilder nicht, ich lief nur immer und strahlte, ich sagte hundertmal heimlich und jauchzend „Vene“ vor mich hin, ich fühlte ihr Gesicht an meinem, ihre jungen Lippen, Ströme durchbrauten mich, das Blut schäumte und rauschte, ein Freiheits- und Kraftgefühl dehnte fast schmerzhaft meine Brust, und über allem das wunderbare, nicht auszufagende Gefühl: Du

hst ja gar nicht ausgeschlossen — auch dich hat jemand lieb — auch für dich ist alle Menschenliebe da, und dir gehört das beste, liebste, herrlichste Geschöpf!

Das kann keiner fassen, der's nicht erlebt hat. „Dank, Dank, Dank“ hab' ich gesagt und nach dem Himmel geblickt, als müsse Gott es so besser hören. Und wie eine Antwort blitzte es droben, wo doch alles sternenlos war, auf, ein goldener Schimmer traf mich: er lam vom goldenen Kreuz einer Kirche.

Mühsam orientiert' ich mich, wo ich eigentlich war. Da zog sich das Engellufer entlang. Unten rann schwarzdunkles Wasser. Drüben hob sich der große Bau von Bethanien. Mir fiel ein, daß eine Schwester meiner Mutter in diesem Krankenhause gestorben war. Auch jetzt gab es darin Menschen, die sich quälten und starben, im Fieber rasten oder stumpf den Tod erwarteten. Aber der Gedanke dämpfte mein Glück nicht, er erhöhte es nur. Fast triumphierend sah ich hinüber zu dem großen grauen Gebäude, und übermächtig ging es mir auf, wie herrlich jung ich selber noch sei, wie weit und endlos das Leben noch vor mir liege, und daß dieses Leben seit heute über alle Maßen herauschend und schön wäre . . .

Ilse Hoermann hatte den langen Crufius nicht unterbrochen.

Die übliche Kleinmädchengeschichte, wie sie jeder Student erlebte! Wenn man zwei Brüder hatte, kannte man das. Rührend nur, wie der lange Mensch jedes Wort, jede kleinste Einzelheit behalten hatte! Und merkwürdiger noch, wie die Erinnerung ihn überwältigte!

Ein seltsamer Blick: Bist du das wirklich? Wo hast du das her? Es war, als ob der Riese vor ihr plötzlich ein anderes Gesicht bekäme. Konnte der Stockfuß so glühen? In ihrer Brust, ihr selbst unverständlich, spannte sich etwas.

„Weiter!“ sagte sie schließlich, da er noch immer keine Anstalten machte, fortzufahren.

„Es ist nicht mehr viel zu erzählen,“ erwiderte er zögernd. „Eigentlich könnt' ich überhaupt aufhören. Ich hab' Vene Beyer nicht wiedergesehen.“

Doch als sie verwundert emporblickte: „Nicht wiedergesehen?“ verbesserte er sich rasch: „Ich meine natürlich, später — nach dem heiligen Abend gab es vorerit noch zwei schöne Monate. Auch da konnten wir zwar nicht oft beieinander sein, aber von Zeit zu Zeit stahl sich Vene eine Stunde ab, und da saßen wir irgendwo in einer Konditorei und aßen Apfelfuchen und waren glücklich. Doch mit dem Semesterschluß endete die Freude für immer. Mein Onkel, der aus seiner pommerischen Ecke das ganze Berlin mit Mißtrauen betrachtete, wollt' mich partout nach Greifswald zurückhaben.“

„Ich hab's der Kleinen erst im letzten Augenblick gesagt, und auf der Treppe, auf der wir uns zuerst begegnet waren, haben wir auch Abschied genommen. Als ich am nächsten Vormittag schon im Zuge saß und noch einmal hinaus sah, kümte, gerade als das Abfahrtszeichen gegeben ward, Vene auf den Bahnsteig. Sie trug Blumen in der Hand. Aber es war zu spät. Sie konnt' nur noch mit dem Taschentuch winken. Die Blumen mußte sie zurücktragen.“

Ja, und seitdem hab' ich sie nicht wiedergesehen.“ Ilse Hoermann schüttelte den Kopf. Wie er das erzählte . . . abgerissen, nebensächlich, ohne rechte Wärme. Als wär' es überflüssig! Als wären selbst die nackten Tatsachen zuviel! Und vorhin hatte er nicht genua bei allen Einzelheiten verweilen können.

Was hieß das? Bereute er die ganze Beichte schon? Oder steckte in diesem Schlusse, den er so schnell übersprang, das Enttäuschende — alles, was ihm peinlich war?

„Ich verstehe das nicht,“ sprach sie halb für sich. „Sie haben doch gewiß auch korrespondiert — nicht?“

„Natürlich haben wir das . . . das heißt. Ich schrieb drei Briefe . . . Chiffrebriefe. Auf die beiden ersten kamen Ansichtspostkarten mit einem Gruß. Auf den

dritten nichts mehr. Ich hatte gleich gemerkt, daß Vene ungern die Feder in die Hand nahm. Es lag ihrem ganzen Wesen fern. Sie hatte auch eine ungelentke Schrift, eine große steile Riaderschrift. Und sie konnte sich wohl überhaupt nicht recht gewandt ausdrücken, scheute sich halb vor mir und ließ es deshalb ganz. Wenigstens denk' ich es mir so . . .“

„Das wird es wohl sein,“ sagte Ilse. Sie lächelte ganz leicht. „Uebrigens, wie lange fährt man denn nach Greifswald? Liegt das so ganz aus der Welt?“

„Daß ich nicht mal nach Berlin härt' rüberkommen können, meinen Sie? Ach Gott, ja und nein . . . wenn man erst in solchem Nest sitzt . . . und dann das immer näher rückende Examen . . . und ein Held an Unternehmungslust bin ich ja doch schließlich auch nicht gleich geworden. So hat es zwei Jahre gedauert, bis ich wieder Berliner Pflaster trat. Ich war Probekandidat damals, und in den Herbstferien kam ich rüber. Bin auch gleich nach der Kommandantenstraße gewandert, aber das Haus war schon geräumt und sollte abgebrochen werden, nur im Hof wohnten noch wenige Mieter. Von einem erfuhr ich, daß Venes Mutter gestorben wäre und das Mädchen die Wohnung aufgegeben hätte. Dann ging ich zum Blumengeschäft von Köse & Diedmann — aber ich hab' vergebens gewartet. In den folgenden Jahren hab' ich noch dies und das versucht — möglich, daß ich nicht vor die rechte Schmiede gekommen bin — jedenfalls waren meine Bemühungen fruchtlos.“

Nach einer Pause: „Deshalb ist mir ihr Bild doch lebendig geblieben.“

Es klang wie ein absichtlich verstärktes Bekenntnis, auf das man sich festlegt.

Da stand Ilse Hoermann auf. Sie stand jetzt dicht vor ihm.

„Darf ich Sie mal was fragen, Herr Doktor? Aber bitte ehrlich: Haben Sie es sehr bedauert, daß alle Ihre Bemühungen erfolglos blieben?“

Er stuzte und trat einen Schritt zurück.

„Wie meinen Sie das?“

„Ob Sie vielleicht . . . ja, wie soll ich mich ausdrücken? . . . schließlich geht doch auch im großen Berlin kein Mensch verloren . . . vielleicht wollten Sie diese Vene Beyer gar nicht so ernsthaft wiederfinden.“

Er wurde rot und wehrte lebhaft ab: „Nein, nein, was denken Sie? Wie kommen Sie überhaupt darauf?“

„Ich weiß selber nicht . . . ich hatte einen Moment so das Gefühl . . .“

Mit einem halben Seufzer zuckte er die Achseln. „Es ist eigentlich schrecklich,“ sagte er . . . „jeder Mensch ist so ganz allein. Und wenn er sich dem andern auch mitteilen möchte — er kann es niemals ganz. Die Worte tasten dem Bild immer nur ungeschickt nach, sie haben vielleicht für den andern eine ganz verschiedene Bedeutung. Ich wollt' Ihnen die Vene Beyer so geben, wie sie mir in der Erinnerung steht, als das schönste Geschenk, das mir besichert war. Ich hoffte, Sie würden sie schätzen lernen —“

„Warum sollt' ich das nicht?“ warf Ilse Hoermann ein.

„Und mehr noch: lieben . . . ja, lieb haben. Solch ein herrliches Geschöpf . . . Können Sie denn das nicht verstehen? Es ist ja möglich, daß manches, was ich sagte, überschwenglich klang, obwohl ich extra möglichst wenig zu schwärmen versuchte — aber für mich war dieses Erlebnis eben etwas unendlich Großes, eine Erlösung und Befreiung. Diese Lippen, die mich da auf der dunklen Treppe streiften, gaben mir Glauben und Vertrauen. Sie predigten mir, daß auch ich nicht ausgeschlossen sei vom Glück der Welt und der Freude der Jugend. Das war etwas unaussprechlich Selbiges, und in diesem neuen Gefühl und Bewußtsein bin ich ein froherer, erträglicherer Mensch geworden. Dafür hab' ich eine so ungestüme Dankbarkeit, und sie allein würde ja schon genügen, mir Venes Bild immer frisch zu erhalten.“

(Fortsetzung folgt.)

Der Brandstifter.

Von Paolo Toglio.

Ich stehe vor dem Nichts . . . Die hundert oder hundertzwanzig Lire in meiner Brieftasche sind mein Leztes . . . Aber ich habe eine Frau und zwei Kinder. Diese drei Menschen sind mir das Teuerste auf Erden, und sie leiden zu sehen, übersteigt meine Kräfte. Könnte ich ihnen nicht dieses bishigen Wohlstand bieten, mit dem ich sie bis heute unter namenlosen Opfern umgeben habe, würde mir das entsetzliche Qualen bereiten. Und doch bin ich daran, sie dem Hunger ausgeliefert zu sehen. Arbeit! Niemand will mir eine geben. Verwandte oder Freunde, bei denen ich Hilfe suchen könnte, besitze ich nicht. Meine Einnahmequellen sind versiegt. Soll ich sterben? Nein, in meinem Alter stiehlt man nicht.

Ich bewohne ein Häuschen, das ich nicht verkaufen kann und nicht verkaufen darf, denn unter dieser Bedingung habe ich's von meinem Vater geerbt. Heut nacht hat sich ein böser Gedanke in mein Hirn eingeschlichen . . . Es ist der Plan zu einem Verbrechen. Zumindestens die Gerichte bezeichnen es so, denn wer dabei ertappt wird, kann einer harten Strafe gewärtig sein. Für mich aber gibt es keinen anderen Ausweg. Urteilt man menschlich, so wird mich niemand verdammen. Dieses Haus gehört mir. Wer kann mir verbieten, es zu zerstören? Wem füge ich damit einen Schaden zu? Die Gesellschaft, bei der das Haus versichert ist, hat Geld genug, um mich auszugahlen. Was meine Vorfahren für diese Versicherung schon erlegt haben, übersteigt wohl die Höhe des Betrages, den man mir geben wird. Auch ist es nicht zu befürchten, daß sich das Feuer ausbreite, denn das Haus steht vollkommen isoliert. Uebrigens, warum suche ich nach Rechtfertigung? Mein Entschluß ist unerrückbar. Ich bin heute mittags unter dem Vorwande, in dringender Angelegenheit nach Rom zu fahren, von zu Hause fortgegangen und habe meiner Frau den Auftrag gegeben, mit den Kindern abends nachzukommen. Wenn die Nacht hereinbricht, werde ich das Feuer legen, und meine Existenz wird wieder hergestellt sein. Ich werde, genau betrachtet, absolut niemanden geschädigt haben. Es gibt also nichts zu säumen; für mich ist das eine heilige Pflicht. Seit einigen Stunden sitze ich hier im Gebüsch, wo mich niemand bemerken kann. Durch die Zweige sehe ich die Straße, und einige hundert Schritte vor mir liegt im Sonnenglanze mein Häuschen, mein geliebtes Häuschen, das in wenigen Stunden ein rauchender Trümmerhaufen sein wird. Es ist halb sieben Uhr vorüber, die Sonne beginnt sich allmählich zu neigen. Da kommt eben meine Frau mit den Kindern . . . Sie begeben sich zum Bahnhof von Ceprano, der gut drei Kilometer von hier entfernt ist . . . Ludwig, mein jüngerer Bub, springt schon vor Freude, daß er in die Stadt mitfahren darf; Peter, der ältere, wirft noch einen liebevollen Blick auf das Häuschen. Wenn sie wüßten, wie nahe ich ihnen bin! . . . Ihr Jauchzen dringt bis zu mir. Landrino, der Förster, ein guter Bekannter von uns, kommt gerade daher und begleitet sie ein Stückchen. Ohne Zweifel sprechen sie von mir und konstruieren mir auf diese Weise ganz unbewußt ein Mißbilden. Nun höre ich nichts mehr, sehe sie nicht, sie sind mir entschwinden. Um 7 Uhr 20 Minuten werden sie von Ceprano wegfahren und um 9 Uhr in Rom sein; dann begeben sie sich in das Hotel „Zu den drei Kreuzen“, wohin ich sie bestellt habe und werden dort staunend erfahren, daß ich noch nicht da sei. Ich aber werde erst um 11 Uhr ankommen, wobei ich voraussichtlich den Zug nicht in Ceprano, sondern in Frosinone besteigen will. Ich habe alles genauestens überlegt und handle vollkommen planmäßig. Meiner Sache bin ich so unbedingt sicher, daß ich in einer lichten Vision sogar das neue Haus erblicke, das ich mir später einmal anderswo bauen werde. Dann wollen wir glücklich sein! Oh, so glücklich sein!

Plötzlich dringt ein merkwürdiges Geräusch an mein Ohr. Ein Schauer der Angst durchrieselt meinen Körper. Was soll ich sagen, wenn man mich entdeckt? Wie soll ich meine Anwesenheit in dem Gebüsch begründlich machen? Das Geräusch kommt immer näher. Meine Augen suchen durch die Zweige die Straße ab, und ich erblicke den Hund des Forstwächters. Wenn er mich aufspürt . . . wenn er bellt und so die Aufmerksamkeit seines Herrn, der mit dem Gewehr über dem Rücken ganz langsam einhergeht, auf mich lenkt, bin ich verloren! Schon überkommt mich der tolle Gedanke, mich zu erschießen. Ich berühre den Hahn meines Revolvers und bin entschlossen, allem ein Ende zu setzen . . . „Loto! Loto!“ Die Stimme des Herrn ruft den Hund wieder zu sich und wendet die Gefahr von mir ab. Die furchtbare Angst weicht jetzt von meiner Brust, und eine unsagbare Erleichterung tritt an ihre Stelle. Kraftlos falle ich auf das schon feuchte Gras. Der Pfiff einer Lokomotive läßt mich erzittern. Es ist ohne Zweifel der Zug, mit dem meine Lieben nach Rom fahren. Jetzt fühle ich mich ruhiger. Ich bin müde, es befällt mich ein bleierne Gefühl der Starre.

Wie lange bin ich da gelegen? Ich ziehe meine Uhr aus der Tasche, kann aber unmöglich die Stunde entziffern. Es ist stockfinster, ganz, wie ich es gewünscht habe. Jetzt also ist der Augenblick gekommen, wo ich mein Verbrechen . . . Aber was sage ich da? Was für ein dummes Wort kommt über meine Lippen? Ist das die Stimme meiner Neue? Lor, der ich bin! Jetzt, wo schon alles bereit ist . . . wo mir die Umstände so günstig sind . . . jetzt will ich zögern? Ehrlichkeit? Gewissen? Das sind Worte, an die ein Mann in meiner Lage nicht denken darf. Vorwärts also, und ans Werk! Ich will noch einmal horchen, ob sich nicht etwas rührt.

Nichts. Die Stille ist so tief, daß ich selbst das kleinste Geräusch vernehmen könnte. Also Mut! Vorwärts!

Jetzt bin ich beim Gartentor. Ich werde es nicht öffnen. Das Anarren des Schlüssels könnte mich verraten, wenn jemand zufällig vorbeigehe. Es ist besser, ich überklettere die Mauer. So, jetzt bin ich schon drüben. Während ich auf der Mauer war, schien es mir, als hätte ich ein Licht hinter den Fensterläden gesehen. Aber das kann doch nur eine Halluzination gewesen sein. Ich ziehe es jedenfalls vor, das Haus nicht zu betreten. Der Heuschaber, der knapp an der Hinterfront steht, ist für meine Zwecke wie geschaffen. Ich zünde ein Streichholz an . . . nähere mich dem Heu . . . meine Hand zittert . . . Das Streichholz fällt zu Boden . . . Instinktmäßig verlöche ich's mit dem Fuß. Nein ich kann nicht! Ich bin ein ehrlicher Mensch! Ich will kein Brandstifter sein! Wer zwingt mich denn zu dieser Missetat? Wer will aus mir einen Sträfling machen? Die Liebe . . . Die Treue . . . Ja, es gibt Tugenden, die unter Umständen zum Verbrechen führen können. Wenn ich meine Familie nicht so liebte, wenn mein Herz ihren Leiden gegenüber kalt bliebe, wäre ich da je auf den Gedanken gekommen, dieses Haus zu zerstören? Aber was hilft das Grübeln . . . Ich muß! Ich muß!

Ein zweites Zündholz leuchtet im Dunkeln auf, und bald darauf schließt mir ein herber Geruch in die Nase. Die Finsternis ist so dicht, daß ich gar nichts unterscheiden kann. Während ich zurückeile, wehe ich mich um. Noch habe ich den Feuerchein nicht wahrgenommen, von dem meine ganze Zukunft abhängt. „Hände hoch! Was machen Sie da? Was treiben Sie sich bei Nacht im Felde herum?“

Ein Schauer läßt mich erstarren. Die Füße tragen mich nicht mehr. Mit übermenschlicher Kraft richte ich mich auf und antworte dem alten Förster, der das Gewehr bereits ergriffen hat.

„Aber Gebatter Landrino . . .“

„Ach, Sie sind es, Herr Guerini? Entschuldigen Sie, aber ich vermutete nicht, Sie zu dieser Stunde hier zu treffen. Ich dachte, Sie wären in Rom. Ihre Frau und die Kinder hätten Ihnen ja nachfahren sollen . . .“

„So, das wußten Sie?“

„Gewiß, ich habe ihre Familie ein Stückchen begleitet, sowohl beim Gehen zur Bahn, wie auf dem Rückweg.“

„Auf dem Rückweg?“

„Ja, sie sind zum Zug um ein paar Minuten zu spät gekommen. Und da Ihre Frau wegen der Kinder einen späteren Zug nicht benutzen wollte, verschob sie die Reise auf morgen früh.“

„Und alle sind . . . nach Hause zurückgegangen?“

„Natürlich! Wohin denn sonst? Aber — was ist das dort unten? Um Gottes Willen, Herr Guerini! In Ihrem Hause ist ja Feuer ausgebrochen!“

Ich gebe keine Antwort mehr, sondern laufe wie wahnsinnig in die Dunkelheit, dem Feuerchein entgegen. Mein ganzer Körper ist nichts, als ein einziger Schmerz, eine einzige Angst! Ich muß . . . Ich muß rechtzeitig hinkommen. Schon bin ich vor dem geschlossenen Gartentor. Schon öffne ich's mit fiebrigen Händen. Das ganze Haus ist eine Riesenschlamm. Funken stieben zum nachtschwarzen Himmel. Plötzlich erblicke ich in einem Fenster meine Kinder, gespenstisch beleuchtet von den höllischen Flammengarben. Durch das Rischen und Prasseln des Brandes höre ich ihr Schreien. Ich eile die Treppe hinauf, die schon zu krachen beginnt. Das Feuer greift gierig nach dem hölzernen Geländer, hüllt es in Loh, verwandelt es in eine glühende, knisternde Schlange. Die Rauchschwaden blendeten mich, aber ich packe noch mit letzter Kraft meine Kinder und stürze ins Freie.

„Gerettet! Ihr seid gerettet!“ rufe ich Ludwig zu, der mich entsetzten Auges anblickt. „Wo ist die Mutter?“

Er zeigt auf ein Zimmer . . . auf unser Schlafzimmer. Ich versuche, mich wieder zu nähern, aber schon stürzt das Dach mit furchtbarem Getöse zusammen. Verwundet falle ich zu Boden und verfluche meine Ohnmacht, brülle meine Gewissensbisse und meine Schuld in die flammenerhellte Finsternis der Nacht.

(Aut. Uebersetzung aus dem Italienischen.)

Tiergespenster und Gespenstertiere

Fast alle Religionen der Welt glauben an die Unsterblichkeit der Tierseele; das alte Griechenland nahm sie an, ebenso Aegypten, der Islam, die Lehren Brahmas, Zoroasters und Konfuzius. Auch die Bibel spricht von der Erscheinung glühender Rösse und dergleichen. Der Mohammedaner stellt sich seinen Himmel nicht nur mit Menschenseelen bevölkert dar, sondern erwartet dort auch die Seelen aller Tiere zu finden. Gleicher Meinung sind die Anhänger der Seelenwanderungstheorie, die häufig in ihren Gaustieren die Seele eines früheren Bekannten zu erkennen meinen. Elliott O'Donnell erzählt einige Beispiele für das Fortleben der Tiere nach dem leiblichen Tode. Eine ihrer Bekannten hatte einen Papagei, der Polly hieß und den sie sehr liebte, aber aus irgend einem Grunde töten lassen mußte. Eines Abends kurz nach dem Tode Pollys nahm sie an einer spiritistischen Sitzung teil und bemerkte plötzlich, daß eine der anwesenden Damen, die sie nicht kannte, sie durchdringend ansah. Schließlich trat diese Dame zu ihr mit den Worten: „Sie wundern sich wohl, daß ich Sie ansehe, aber ich sehe

immerfort auf Ihrer Schulter die Gestalt eines Papageis." Und sie beschrieb das Tier genau so, wie der gestorbene Papagei ausgesehen hatte. Da diese Dame nichts von dem Papagei wissen konnte, nahm die Besitzerin an, daß die Seele des Papageis sie überaktlich begleitete.

Elstot O'Donnell selber hat als Kind ein ähnliches Erlebnis gehabt. Die Familie hatte einen Hund, den sie alle sehr liebten, und die Trauer war groß, als sie hörten, daß der Hund an einer unheilbaren Krankheit litt und deshalb getötet werden mußte. Während die Kinder in der Schule waren, sollte der Hund abgeholt werden, doch als sie aus der Schule nach Hause kamen, lag er wie gewöhnlich vor der Haustür, kam ihnen aber dann nicht entgegen, sondern lief die Treppe hinauf. Die Kinder eilten erfreut in das Zimmer: "Der Hund ist nun also doch nicht abgeholt worden!" Die Angehörigen waren sehr erstaunt, denn tatsächlich hatte der Tierarzt den Hund schon um zehn Uhr mitgenommen. Da die Kinder ihn aber bestimmt gesehen zu haben behaupteten, wurde das ganze Haus durchsucht, ohne jedoch die geringste Spur zu finden. Es wurde dann nur festgestellt, daß der Hund genau um die gleiche Zeit, als die Kinder ihn gesehen hatten, getötet worden war.

Von einem spukenden Schwein erzählt auch der verstorbene Varing Gould in einem Buch über nordenglische Volksbräuche. In den Straßen einer Stadt sieht man dort ein spukendes Schwein. Wenn es auftaucht, nimmt man an, daß irgend einer der Einwohner der Stadt in kurzer Zeit sterben wird. Dieser Spuk soll daher rühren, daß das Schwein unter dem Fundament der Kirche lebendig begraben wurde, wie es in vielen europäischen Städten Sitte war, irgend ein Lebewesen in die Grundsteinmauern der Kirche einzumauern, damit Götzen und böse Geister gebannt bleiben sollten. Häufig verwandte man Schweine oder Hunde zu diesem Zweck.

In der Familie Arundel erscheinen weiße Gulen, wenn der Tod eines Familienmitgliedes bevorsteht, und in der Familie Orenham kommen Vögel mit weißen Brüsten, um das gleiche Ereignis zu melden. Bei der Familie Orenham ist der Glaube darauf zurückzuführen, daß einstmal die schöne Tochter eines der Vnsherrn an ihrem Hochzeitsabend von einem verschmähten Freier getötet wurde.

Auf dem Schloß Closeburg, das der Familie Kirkpatrick gehört, erscheint ein weißer Schwan, ehe der Tod seinen Einzug hält. Vor vielen, vielen Jahren kam jeden Sommer ein weißes Schwänenpaar und führte auf dem Schloßteich ein friedliches Dasein, von der ganzen Familie gehätschelt und verwöhnt, betrachtete man die schönen weißen Vögel doch als Glücksvögel. Eines Tages aber tötete der vierzehnjährige Sohn aus reinem Uebermut den einen der Vögel. Nach der Tat packte ihn die Angst, und er verscharrte ihn. Der andere Schwan flog davon und ließ sich mehrere Jahre nicht in der Nähe des Schlosses sehen. Aber eines Tages tauchte plötzlich ein riesiger Schwan mit einem blutroten Zeichen auf der Brust auf und schwamm auf dem See hin und her. Bald darauf starb der alte Lord, und immer wieder wurde der Schwan bemerkt, wenn einer aus der Familie sein Leben lassen mußte.

In manchen Familien ist es ein weißer Hase, der den Tod prophezeit.

Erzählungen von solchen Gespenstertieren sind nicht nur aus England, sondern aus der ganzen Welt bekannt. Besonders auch Pferde spielen dabei eine große Rolle. **Georg Bernice.**

Im Badeanzug gegen einen Tiger.

Wie sicher leben sie bei uns, meine Damen und Herren. Ihnen droht höchstens der Gummknüttel eines aufgeregten Schutzmannes bei einer Massenansammlung oder ein falscher Abprunz von dem noch in Fahrt befindlichen Autobus. Das sind immerhin Vorfälle, die erst durch höhere Umstände bedingt sind, und denen man mit einiger Vorsicht und Geschicklichkeit leicht ausweichen kann. Ganz sicher und unbedroht befindet man sich zum Beispiel in seinem Badezimmer. Hier ist der Aufenthalt eine Stunde bei Göttern, hier ist der Ort, wo man Mensch sein kann und darf.

Es gibt aber auch Länder, wo der Aufenthalt im Badeanzug durchaus keine Sicherheit für Ruhe und Erholung ist. Es kann vorkommen, daß Sie im Badeanzug plötzlich einem furchtbaren Ungeheuer begegnen, das seine schrecklichen Raubtierzähne nach Ihnen fleischt. So ging es einem Ingenieur in den Malajenstaaten. In einer Kraftanlage, etwa 50 Meilen von Ipoh entfernt, lebte ein Ingenieur ein einigermaßen beschauliches Dasein. Zwar geschah es hin und wieder, daß ein Tiger sich sehen ließ, ein gewöhnlicher Tiger, wie sie überall in den Zoogärten der Hauptstädte Europas zu sehen sind. Tiere, mit der Gewohnheit, Menschen anzufallen.

Ein solcher, sich von der Gattung durch nichts unterscheidender Tiger besuchte eines Tages den Ingenieur. Der kam aber gerade aus dem Badezimmer. Seine Leibeshülle bedeckte nichts als ein dunkler Badeanzug, ein schlechter Schutz gegen Raubtierbisse. Die Arbeiter waren alle abwesend, befanden sich irgendwo in einer Maschinenhalle. Die Situation war bedrohlich. Zwar sah sich der Tiger zunächst erstaunt in der Halle um, da surrten seltsame Maschinen, und es blitze von merkwürdigen Kugeln, die sich ständig in Bewegung befanden. Der Ingenieur aber zitterte vor dem Augenblick, da der Tiger sich auf ihn stürzen würde. Leise schlich er sich ins Nebenzimmer, holte ein Gewehr und lauerte eine Gelegenheit ab, die es ihm ermöglichte, den Tiger zu treffen, ohne die Maschinen zu beschädigen, was unter Umständen zu einer Katastrophe führen könnte. Mensch gegen Tiger standen sich hier

in furchtbaren Minuten gegenüber. Wadeanzug gegen Raubtierfelle! Bis endlich, endlich der erlösende Schuß trachte. Daraufhin eilten die Arbeiter herzu und sahen den Ingenieur im Wadeanzug auf dem niedergestreckten Tiger sitzen...

Tödliches Gas bei Autos und Motorrädern.

In der letzten Zeit haben sich in vielen Autogaragen Unglücksfälle ereignet. Noch zuletzt hat man einen Kraftwagenführer am Steuer sitzend tot aufgefunden, in einem anderen Falle lag der Chauffeur tot unter dem Wagen. Längere Zeit fand sich keine Erklärung für diese sonderbaren Vorgänge. Nun ist unlängst festgestellt worden, daß diese Unglücksfälle nichts anderes als Folgen der tödlichen Auswirkung von Auspuffgasen sind, die den Motoren entströmen.

Dieses Auspuffgas enthält nämlich nach sachmännischem Urteil in großer Menge jenes Produkt, das geruch- und farblos, in geschlossenen Räumen eingeatmet, den Menschen in den meisten Fällen den Tod bringt. Das Kohlenoxyd, das sich im Freien gefahrlos mit der Luft verbindet, bewirkt in den geschlossenen Garageräumen eine ganz andere, verhängnisvolle Wirkung. Der Befallene verspürt in der Regel die Wirkung dieses gefährlichen Gases erst dann, wenn fast jede Rettung zu spät ist.

Es kann den Chauffeuren und Monteuren nicht genügend ans Herz gelegt werden, ihre Wagen und Motorräder nur im Freien angufurbeln. Befolgen sie in ihrer Leichtsinngigkeit diesen guten Ratsschlag nicht, sekten sie ihr eigenes und das Leben anderer Menschen, die zufällig in der geschlossenen Garage sind, auf ein gewagtes Spiel. Die Autobesitzer sollten ihre Chauffeure eindringlich über die Gefahr dieser Auspuffgase aufklären, damit in Zukunft solche Unglücksfälle vermieden werden.

Postamt vor 650 Jahren.

Die Geschichte des Postwesens wird in überraschender Weise bereichert durch einen Fund, den der schwedische Historiker Dr. S. M. Baath in den vatikanischen Archiven gemacht hat. Der Gelehrte durchforscht seit einiger Zeit die Archive des Vatikans, um die Beziehungen Schwedens im Mittelalter zum Papst festzustellen. Dabei hat er eine päpstliche Bulle aus dem Jahre 1262 entdeckt, in der der Papst seinen Segen für die Einrichtung eines Postamtes in Stockholm erteilte, das von dem großen schwedischen Staatsmann Birger geschaffen worden war. Aus den Angaben der Bulle ist zu entnehmen, daß schon damals ein regelmäßiger Postdienst zwischen der schwedischen Hauptstadt und Rom bestand. Die „Briefträger“ waren reisende Mönche, die die Postkutschen nach den verschiedenen großen Plätzen beförderten, die sie auf ihrer Wanderung von Schweden nach Rom berührten.

Aus aller Welt.

Giftigste Tiere. Manche Insekten sind gegen Gifte so gut wie unempfindlich. So ergab eine vor einigen Jahren angestellte Untersuchung, daß Mottenraupen sich in Stoffen, die man mit Strichninin durchtränkt hatte, sehr wohl fühlten und die durchgifteten Stoffe sogar den giftfreien vorzogen. Auch Mehlmotten fraßen ohne Schaden Mehl, das man mit Strichninin vergiftet hatte. Strichninin wirkt auch auf Schnecken so wenig ein, daß selbst kleine Schnecken Giftmengen vertragen, die für den Menschen tödlich wären. Gegen Arsen sind zum Beispiel Kinder so wenig empfindlich, daß sie erst bei einer Dosis von 15 bis 20 Gramm zugrunde gehen. Hühner und Ratten zeigen gegen Atropin eine vierhundertmal geringere Empfindlichkeit als der Mensch, während der Igel gegen Zyanalkali sechsmal und gegen Sublimat viermal weniger empfindlich ist als der Mensch.

Stirbt der Salm aus? Der Gesamtexport an Salm (bestimmt für Konservenfabriken) an der stillen Südpoleküste von Amerika und Kanada betrug von 1864 bis einschließlich 1922 rund 167 000 000 Pfosten von je 2½ Kilogramm Gewicht; in den zehn Jahren bis 1920 war der durchschnittliche Export rund 7 000 000 Pfosten. Nach dieser Zeitspanne ging der Fang zurück, und der Rückgang ist in den letzten Jahren so beunruhigend gemorden, daß man mit Sorgen daran denkt, wie man die 10 000 Fischer und die 7000 Fabrikarbeiter, die in den Fischkonservenfabriken arbeiten, beschäftigen soll. Alaska, das früher ungefähr 65 Prozent der gesamten Weltproduktion lieferte, ging im Jahre 1927 bis auf die Hälfte seiner bisherigen Produktion zurück, während Britisch-Kolumbien, das 1926 noch ungefähr 2 150 000 Pfosten versandte, nur einen Export von 1 350 000 Pfosten hatte.

Fröhliche Ecke.

„In welcher seiner Schlachten fiel Alexander der Große?“
„Ich glaube, Herr Professor, es war — äh — in seiner letzten.“
(Thre.)

*
„Er sagt, er hält mich für das netteste Mädchen in der ganzen Stadt. Soll ich ihn auffordern, uns zu besuchen, Mutti?“
„Mein Kind, laß ihn ruhig bei seinem Glauben.“
(Welle Sop.)